

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 4.

Dienstag, den 6. Januar.

1925.

Die Schicksalsstunde.

Roman von Marie Bernhardt.

(Nachdruck verboten.)

(19. Fortsetzung.)

Heimat, alte, geliebte Heimat!

Die Schlucht, die voll blühenden Weißdorn war, lag nun dicht vor ihnen. Ein kleiner Umweg war es wohl, wenn man sie durchkreuzte, aber wie reizvoll lag sie da, weiß überschneit, im lachenden Sonnenschein! Wie auf Verabredung bogen die Jugendfreunde, immer noch ohne zu sprechen, in den schmalen Pfad ein, der abwärts führte.

Da teilte sich das blühende Gesträuch wie ein Vorhang, den man zurückschlägt — in dem vielen Weiß wird wieder etwas Weißes sichtbar — ein entzückendes junges Menschenantlitz, von lichtblonden, üppigen Haarwellen umrahmt, taucht inmitten der Weißdornbüsche auf, fragende, liebende, bittende Kinder Augen blicken den beiden entgegen, und eine weiche Stimme sagt fröhlich und zuversichtlich: „Das muß mein neuer Schwager Eugen sein!“

Ein schmales Händchen streckt sich aus, wird genommen, wird herzlich geschüttelt, und Peter Burkardt, der rasch den Hut vom Kopfe genommen hat, sagt lächelnd: „Feierliche Vorstellung mithin ganz unnötig!“

„Total unnütz!“ bestätigte Eugen. Dann spricht er ein paar Worte, von deren Sinn und Bedeutung er hinterher nie eine Ahnung bekommen hat, denn in ihm ist ein atemraubendes Staunen: Das — das soll Oskars Frau sein? Dies süße Kindergesicht mit diesen wunderschönen Augen, mit diesem Munde, der ein Lächeln hat, so bestrickend, daß man eine Sünde darum begehen könnte — und dazu Oskar — Oskar, der fluge Rechner, der Verstandsmensch, der zielbewusste Lebenskünstler! Suchend sieht sich Eugen nach dem also Kristifizierten um, da lächelt das goldige Geschöpf und bemerkt unbefangen: „Oskar ist nicht bei mir, o nein! Oskar ist für zwecklose Strandlaufereien nicht zu haben! Ich war schon ein paarmal allein hier — so auch heute! Diese Schlucht wird mit jedem Tage schöner.“

Ihre Augen gehen an Eugens hoher Gestalt hinauf und hinab: „Keine Spur Ähnlichkeit mit Oskar!“ stellt sie fest.

„Sie haben mich nach dem Bilde erkannt, nicht wahr, Gabriele?“ fragt Eugen und denkt zu gleicher Zeit: „Diese da kann nur Gabriele heißen. Kein anderer Name würde so gut zu ihr passen!“

„Natürlich — ja!“ bestätigte sie nickend. „Mutter Klärchen hat ja eine ganze Serie Bilder von — von — von Ihnen! Ich nenne übrigens alle meine neuen Verwandten „du“, sogar die Bettern aus Schweden und Dänemark.“

„Schön also — auf du und du!“ Wieder strecken die Hände sich aus und ruhen ineinander — diesmal neigt sich Eugen über die weißen Fingerringe und küßt sie — dabei kommt ihm der Gedanke, wie es sein muß, diese Lippen zu küssen — und daß Oskar das darf —, daß Oskar das darf!

Peter Burkardt geht auf dem schmalen Pfad vor den beiden her. Sorglich biegt er ein Zweiglein, das vorschnellen möchte, beiseite, sorglich stößt er mit dem Fuß einen spitzen Kiesel, der im Wege liegt, zurück.

Seine Augen, rückwärts gewendet, lassen aber nicht ab von Gabriele — er möchte sie mit irgend etwas Schönerem vergleichen, weiß aber nicht, womit. Sie ist wie Musik, wie eine Perle, eine seltene Rose — sie ist wie das Meer, wie die Sonne. Und auch der Maler sucht nach einem Vergleich. Welcher von seinen geliebten alten Meistern könnte etwas Ähnliches gemalt haben? Fra Angelico mit seinen reizvollen musizierenden Engeln? Oder Raffael oder Gian Bellini oder Botticelli? Nein — keiner von ihnen! Die haben alle ihren bestimmten Typus — und dies hier ist kein Typus, ist etwas unsagbar Eigenartiges, Fremdes — und doch ihm so seltsam vertraut! Er möchte ihre Hand fassen und fragen: „Nicht wahr, du bist es doch, die ich meine — die ich suche — die ich endlich gefunden habe?“

„Und mein Bild und mein Brief sind verloren gegangen“, sagt die warme, junge Stimme neben ihm. „Ich hatte zwei große Photos geschickt. Auf dem einen war Oskar mit dabei, auf dem anderen war ich allein — das namentlich war sehr gut getroffen.“

„Es hat mir sehr leid getan; ich wollte mir so gern eine Vorstellung von Oskars Frau machen, denn das wußte ich: auf Schilderungen läßt sich mein Herr Bruder nicht ein.“

„O bewahre: Er hat auch dich nicht geschildert, so viel ich ihn auch nach dir ausfragen wollte. Zeit genug zum Selbersehen und Urteilen, hieß er immer. Aber Mutter Klärchen hat ausführlich über dich berichtet und hat mir viele Skizzen und Entwürfe und Bilder gezeigt. Auf das Altarbild sind wir alle unendlich gespannt.“

„Du hast Interesse für die Kunst, Gabriele?“

„Wie sollte ich nicht! Mein Vater stammte aus einer Künstlerfamilie, er war sehr begabt für Malerei, war auch Sammler. Ich bewahre allerlei schöne Sachen, Miniaturen, Schnitzereien und auch Bilder aus seiner Hinterlassenschaft auf; Mama hatte nicht viel dafür übrig, ich hab' mir diesen Besitz recht eigentlich erkämpfen müssen.“

„Dein Vater lebt nicht mehr?“

„Er ist schon lange tot — über neun Jahre. Ich war ein zehnjähriges Kind, als er starb, aber ich bewahre eine sehr deutliche Erinnerung an ihn, habe mir auch seine Briefe, seine Aufzeichnungen und Tagebücher angeeignet und lese oft darin. Dann ist mir's, als lebte er immer noch mit mir. Er hat sich sehr viel mit mir beschäftigt, ich war sein einziges Kind — wohl sein Liebstes auf der Welt.“

Eugen wuchs und wuchs das Staunen. Oskars Frau! Diese hier war Oskars Frau! Seine Augen suchten Peter Burkardts Bild — er fand ein stilles Eingeständnis darin. „Nicht wahr, es ist nicht zu verstehen?“ fragte des einen Bild. Und: „Nein, es ist nicht zu verstehen!“ gab der andere zurück.

„Du hast das Meer schon oft gesehen, Gabriele?“ fragte jetzt Eugen laut.

„Oft — auf meinen vielen und weiten Reisen mit Mama. Aber nicht eure Ostsee! Wer wird denn nach

Ostpreußen fahren! hieß es immer bei uns zu Hause. Die Süddeutschen, auch die Rheinländer, die Schweizer haben ja keine Ahnung, wie das hier ist — so eigenartig schön — so einsam — so voll Poesie. Oskar lacht mich aus; er findet das alles nicht, aber ich weiß genau, du und Herr Burkardt, ihr beide findet es auch!

„Sie sind auch bei uns an zwei ausgeprägte Heimatfanatiker geraten“, gibt Peter zurück.

„Ach, und die Menschen hier!“ Noch wärmer wird die junge Stimme, noch herrlicher leuchten die Augen. „Ihre Mutter, Herr Burkardt! Und meine Mutter Klärchen! Oskar muß nur immer steuern, daß sie mich nicht zu sehr verwöhnt. Sie weiß gar nicht, was sie mir alles an Liebe und Güte erweisen soll! Ach, und originell ist sie! Bist du dir dessen bewußt, Schwager Eugen, daß du ein richtiges Original zur Mutter hast?“

„Vollauf und mit Freuden! Mit wie vielen Müttern hat mich das Leben zusammengeworfen! Mit meiner Klärchen-Mutter läßt sich keine vergleichen.“

Aber das Lichte, holde Gesichtchen fiel es wie ein Schatten; gedachte wohl Gabriele der eigenen Mutter und stellte sie einen Vergleich an?

„Was doch Lydia zu ihr sagen wird?“ fragte Eugen halblaut — eben hatte Gabriele einen kleinen Vorsprung vor den beiden Männern.

„Sie wird ihr innerlich fremd bleiben!“ antwortete Peter, ebenfalls mit gedämpfter Stimme. Eine komplizierte Künstlernatur, der nie das wirkliche Leben Wärme geben kann, immer nur die Kunst — und hier hat die seelenvollste Weiblichkeit —

„Ich hörte einen Namen nennen!“ sagte Gabriele und wandte sich zurück. „Lydia! Das ist Ihre berühmte Adoptivschwester, nicht wahr, Herr Burkardt?“

„Adoptivschwester?“ wiederholte Peter gedankenvoll. „Es ist wohl die einzige Bezeichnung, die auf unser Verhältnis zueinander paßt — und doch: als meine Schwester kann ich mir Lydia nicht recht vorstellen.“

„Ich bin sehr gespannt auf sie, habe sie leider nie auf der Bühne bewundern können — wir reisten im Sommer, wenn die Theater geschlossen waren, und in unser niederrheinisches Städtchen ist sie nie gekommen. Oskar sagt, wir würden wie Feuer und Wasser zusammenpassen — meinen Sie das auch?“

Peter nickte. „Ich meine das auch.“

„Und wann kommt sie hierher, die große Künstlerin?“

„Vielleicht noch diese Woche, vielleicht auch erst in künftiger“, meinte Eugen, an den die Frage gerichtet war. „Natürlich wie Lydia eine ist, binden sich nie an bestimmte Daten — alles, was nur mit dem Worte Zwang im entferntesten Zusammenhang stehen könnte, wird auf das entschiedenste von ihnen abgelehnt.“

„Du bist doch ebenfalls eine Künstlernatur — dir muß also auch jeder Zwang zuwider sein!“

„Sicher. Nur gibt es Fälle im Leben, wo man sich ihm unterwerfen muß — muß! Und wenn man noch so sehr in dem Jügel knirscht!“

Es kam sehr spontan und leidenschaftlich heraus.

Gabriele hatte eine rasche Antwort auf der Zunge, da aber kam bei einer Biegung des Weges das Pfarrwitwenhaus zum Vorschein. Recht wie ein Idyll lag es da, traulich an die Kirche geschmiegt, von wildem Wein und Efeu umrankt, von einem Flug weißer Tauben umflattert. Und in der offenen Tür stand eine Frauengestalt, die Hand schützend über die Augen gelegt, und hielt Ausschau. Als sie der Näherkommen den gewahr wurde, stieß sie einen Jubelruf aus und stürmte mit ausgebreiteten Armen den leicht sich sendenden Weg hinab. Eugen stellte sich ihr entgegen und fing die Herbeispringende in seinen starken Armen auf.

„Mutter Klärchen, Mutter Klärchen!“ rief er, halb scherzend, halb strafend. „Wann wirst du es endlich einmal im Leben lernen, alt zu werden?“

„Nie, Junge, nie!“ Die Pfarrfrau stand, eng an ihn geschmiegt, auf den Fußspitzen vor ihm und küßte und drückte an ihm herum, lachend und weinend zugleich. „Kommt er richtig wieder wie der Dieb in der Nacht, jetzt, wo kein Mensch an ihn denkt O, du

Meiner, Meiner! Mein Weltreisender — mein Berühmter — mein Künstler! Ich bin ja so stolz — bin ja so glücklich! Und drei Jahre nicht gesehen! Und soviel in den Zeitungen und Kunstblättern über ihn gelesen — und immer gedacht: Redet ihr nur, lobt ihr nur! Ich bin seine Mutter! Hab' ihn auf dem Arm getragen und ihm die Kittelchen genäht und oft genug ihn gescholten, wenn er alles und alles befristete und bemaltel! So braun gebrannt! Und hübsch — alles, was reist ist — hübsch! Das Altarbild — daß du das gemalt hast und Tante Olga und uns allen schenkt — siehst du, Junge, das ist mal was Schönes! Gott, lieber Gott, ich bin dankbar, ich bin froh! Und Gabriele, mein neues Töchterchen, mein Herzblatt, mein Liebling — nun sag' bloß, Junge, Eugen, Menschenkind — gehen dir denn deine Künstleraugen nicht über, wenn du sie ansiehst? Hast du denn in deinem ganzen Leben so etwas schon gesehen? Ich noch nicht. Was sagst du bloß, Junge, was sagst du bloß?“

Eugen sagte nichts — kein einziges Wort. Er ließ den Sturm mütterlicher Wonne an sich vorüberbrausen und sah über die kleine Pfarrfrau hinweg auf die Stelle, wo Gabriele stand.

(Fortsetzung folgt.)

Die Nadel.

Von Frank Crane (New York). Übertragung von Max Havel.

Wer schuf die erste Nadel?

Vielleicht war es eine kluge Frau, die den Strahl einer Fälschgaräte durchbohrte, um den Nadel einer Pflanzenfaser oder Darmfaser durchzuführen!

Heute ist die Nadel das Symbol der Zivilisation. Denn wo immer du diesseits der Barbarei menschlichen Wesen begegnest, begegnest du auch Kleibern, und wo es Kleider gibt, gibt es auch Nadeln.

Der Mensch ist ein Werkzeug benützendes Tier und die Nadel ist das gebräuchlichste aller Werkzeuge.

Die Spinne spinnt ihr Nest, die Raupe ihre Puppe. Der Mensch, nach von Natur aus, webt seine äußerste Haut mit diesem scharfen, glänzenden Stahlschiff.

Ich habe niemals Nadelfabriken gesehen, doch erscheinen sie dem Auge meines Geistes als riesenhafte, vielstimmige Baraden. Und aus diesen Baraden marschieren Tag für Tag in silberglänzender Rüstung und mit goldnen Helmen die kleinen Soldaten der Zivilisation heraus. In Kompanien und Regimentern ziehen sie bis nach Alaska und Kapstadt, nach Tokio und New York. Sie kommen in die Hände von Mutter und Schwester, in die Saffianfärberei auf den Mahagoni-Toiletten eines Liebings des Wohlstandes, in die Arbeitsschachtel einer Frau aus dem Volke, in die finsternen Räume der Kassen eines Arbeitshauses, in das Nadelstich des Junggejellen, in den Tornister des Soldaten, in das Bündel der Schanzengräber, in den Bad des Matrosen. Wo immer die Menschen hinwandern, dort tanzt die Nadel im Gefolge mit. Das Schwert ist das Werkzeug des Ruhmes. Der erfindungsreiche Geist hat es vervielfacht, er hat es in Kugel und Bombe verwandelt und bewirkt, daß es als donnernder Haue niederfällt, um das lächerliche Geschäft des Mordens zu verheerlichen.

Die Feder ist das Werkzeug des Gedankens. Sie ist zur Tinte geworden und ihre gedruckten Worte regnen dicht aus den Pressen in die Zeitungen, Zeitschriften und Bücher. Messer und Köffel sind zu den mannigfaltigsten Werkzeugen ausgeartet worden, die der Küchenchef benötigt, um die erlesenen Gederbissen für den Feinschmecker herzustellen. Der rohe Feuerstein des Affenmenschen ist zum Meißel eines Rodin geworden, der grobe Haarklumpen des Höhlenbewohners zum Pinsel eines Böllin.

Und so hat sich auch die Nadel entwickelt. Elias Howe träumte einst, daß er von Wilden verfolgt würde, deren Speere nahe der Spitze Löcher hatten. Er erwachte und erlann die Nadel mit dem Ohr und stichendem Ende. Es entstand die Nähmaschine, die die Arbeit von unzähligen Näherinnen verrichtet und deren Wert mit der Schnelligkeit des elektrischen Funkens dahinfliegt.

Unser Zeitalter ist das Zeitalter des Automaten, der Maschine und des Kraftantriebs — die summende Nadel ist immer dabei.

Als die Näherin Mimi Binjon Gustave Charpentier, dem Musiker und Komponisten der „Louise“, im Namen der arbeitenden Mädchen von Paris das Schwert der Akademie überreichte, sagte Charpentier:

„Das Schwert, die Feder und der Pinsel haben auf der Welt schon großen Ruhm gewonnen. Aber hat die Nadel nicht auch ihren Teil daran? Eine Statue, eine Partitur, eine politische Rede — sie können die Eide eines Landes sein — aber ist das Kleid der Dame nicht auch ein Werk der Kunst, einer wunderbaren Kunst sogar, einer um so kostbareren Kunst, als sie bloß von kurzer Dauer ist?“

Verbrecherschlupfwinkel.

Von Ernst Engelbrecht (Berlin).

Das Publikum, das in den Tageszeitungen von der gelungenen Festnahme eines Kapitalverbrechers liest, ahnt nichts von all den vielen und großen Schwierigkeiten, denen die Polizei bei der Verfolgung solcher Verbrecher begegnet. Nur selten vermag man sich im Publikum ein Bild von der anstrengenden Arbeit der Polizei zu machen, welche die planmäßige Verfolgung eines Kapitalverbrechers erfordert. Gerade der „schwere Junge“ der Gewohnheitsverbrecher, welcher schon oft mit der Polizei in Berührung gekommen ist, kennt die Einrichtungen der Polizei zu genau und ist mit ihrer Arbeit und den verschiedenen Methoden der Bekämpfung des Verbrechertums und vor allem der Verfolgung der einzelnen Verbrecher gut vertraut und dadurch oft in der Lage, den gegen ihn geführten Schlägen auszuweichen und sein Verhalten der Tätigkeit der Polizei anzupassen. Bei der Verfolgung des Verbrechers kommt es oft zu einem stillen, aber trotzdem nicht weniger erbitterten Kampfe zwischen der Gewandtheit des Verbrechers und der Geschicklichkeit der Polizei, welche alle ihr zur Verfügung stehenden Hilfsmittel heranzieht, um des gesuchten Verbrechers habhaft zu werden. In vielen Fällen wird der Verbrecher sich den Verfolgungen seitens der Polizei dadurch zu entziehen suchen, daß er den Schauplatz seines Verbrechens schnell verläßt und sich in einer anderen Stadt, in welcher er persönlich noch unbekannt ist, vor weiteren Nachstellungen verbirgt. Hierbei wird er meistens die Großstadt bevorzugen, weil er in ihr schneller untertauchen kann und den ihm etwa begegnenden Schwierigkeiten der polizeilichen Anmeldung umso besser aus dem Wege zu gehen vermag. Die Flucht nach der Großstadt ist aber absolut nicht immer die Regel, im Gegenteil bevorzugen ganz gewisse Verbrecher mit besonderer Vorliebe gerade die kleine Stadt und die Mittelstadt, dann, wenn ihnen die erforderlichen gefälschten Ausweispapiere zur Verfügung stehen. Es ist schon vorgekommen, daß Raubmörder und andere Kapitalverbrecher sich jahrelang unter falschen Namen gerade in kleineren Städten aufgehalten, einen bürgerlichen Beruf ausübt und sich sogar in den Ruf eines ehrlichen Bürgers zu setzen verstanden haben. Inzwischen suchte die Polizei sie vergeblich in allen Großstädten des In- und Auslandes. In den meisten Fällen kann aber der verfolgte Großstadtverbrecher von der Großstadt nicht lassen und verläßt sich hier vor der verfolgten Polizeibehörde zu verborgen. Dieses starke Verhüllen an alten Gewohnheiten ist gerade bei dem Verbrecher besonders häufig zu finden. Es fällt ihm schwer, sich von seiner Verkehrsgegend und Umgebung zu trennen, und dieses wird ihm oft zum Verhängnis.

Dem Verbrecher bieten wohl in jeder größeren Stadt eine ganze Anzahl von Wohnquartieren Unterschlupf. Geht dem verfolgten Verbrecher die Möglichkeit, bei einem alten Komplizen oder Freunde ein vorläufiges Unterkommen zu finden, so muß er sich auf andere Weise eine „Bleibe“ suchen. Diese bieten ihm die vielen fragwürdigen Hotels, deren Zimmer sonst meistens nur stundenweise vermietet werden und in denen der Wirt so gefällig ist, von einer polizeilichen Anmeldung des Gastes abzulehnen. Kommt die Polizei gelegentlich mal zu einer Kontrolle in das Hotel, dann ist der Wirt findig genug, diesen unangemeldeten Schlafgast schnell unsichtbar zu machen. Diese Art Hotels steht auch sehr oft im engsten Zusammenhang mit dem Verbrechertum. Hier wird oft die Diebesbeute hingeschafft, versteckt oder dem Wirt übergeben, der sie entweder selbst kauft oder aber auch so lange im sicheren Verwahr hält, bis die ersten Nachforschungen der Polizei nach den Eindringern oder Räubern im Sande verlaufen sind und er es wagen darf, sie nach und nach an den Mann zu bringen. Jede Großstadt hat derartige „Hotels“ aufzuweisen.

Von besonderer Bedeutung bei der Fährnis nach Verbrechern sind für die Polizei die Massenquartiere, in denen ohne Formlichkeit jeder Gast, der zahlen kann, ein Unterkommen für die Nacht findet. Die Art der Unterkunft hängt hier nur von der Höhe des Preises ab, den der Obdachsuchende zu zahlen imstande ist. Hier kann der Gast sich ein Einzelzimmer geben lassen, kann im großen Schlafraum ein Bett bekommen und hat auch Gelegenheit, ein Bett mit einem Leidensgefährten zu teilen. Wer nicht über genügende Geldmittel verfügt, um seinem ruhebedürftigen Körper Bettruhe zu gönnen, bekommt für wenige Pfennige einen Stuhl, auf dem er sitzend, allenfalls wenn er Glück hat, sein müdes Haupt auf einen Tisch stützend, ausruben darf. Selbst auf der Erde wird oft jeder Fleck ausgenutzt, denn viele, denen selbst die Einnahme eines Stuhles ein unmöglicher Luxus ist, begnügen sich mit dem harten Bretterboden. Diese Leute sind es ja auch meistens gewohnt und schlafen, oft dicht aneinander gepreßt, besser, als verwöhnte junge Damen in ihren Seidenbetten. Daß der Gast auch für diese harte Ruhestätte auf dem Fußboden seinen Obolus an den Wirt zu entrichten hat, ist selbstverständlich. Unnachlässig weist der gewinnlüstige Wirt den völlig zahlungsunfähigen Gast aus seinem Hause. Mag der dann dort hingehen, wo es nichts kostet, in die Parkanlagen, in einen Neubau oder Wartesaal.

Es liegt auf der Hand, daß diese Massenquartiere nicht gerade verlockend lauer sind. Die Gäste nehmen ja keine Rücksicht aufeinander, der eine bringt Ungeziefer mit, der andere leidet an einer ansteckenden Hautkrankheit und Flure und Treppen werden von den Gästen oft ohne Rücksichtnahme verunreinigt. Der Zustand der Toiletten, sofern solche

überhaupt vorhanden sind, bietet jeder Beschreibung. Das Großstadtpublikum, welches durch Zeitungsberichte von einer gelegentlichen Aushebung solcher Massenquartiere erfährt, kann sich wohl niemals eine richtige Vorstellung davon machen, welche entsetzliche Höhlen diese Quartiere oft darstellen. Es ist unverständlich, daß es Menschen gibt, die wochen- ja monatelang solche Höhlen zu ihren Wohnquartieren erwählen. In schmutzigen Betten liegen nackte Burken, welche ihr Hemd vorher ausgezogen haben, um es vor Ungeziefer zu schützen. Und eine Atmosphäre herrscht in dem Raum, daß man wahrhaftig darin zu ersticken fürchten muß.

Weit empfehlenswerter vom sanitären Standpunkt aus sind die städtischen Einrichtungen, wie das „Misl für Obdachlose“ und andere unter behördlicher Aufsicht stehende Einrichtungen. Bedauernd ist auch die, welche gezwungen sind, hier ein Unterkommen zu suchen. Hier finden sie aber wenigstens eine saubere Lagerstätte und große, luftige Räume.

Der Verbrecher, welcher auch hier in diesen Massenquartieren für seine Sicherheit fürchtet, nächtigt im Sommer in den Parkanlagen und im Winter in den Wartesaalen der Bahnhöfe, oder aber er hält sich tags- und nachtelang in irgend einer der zahlreichen Kellertaschen auf, in denen sich das Nachts das Verbrechertum ein Rendezvous gibt. Einzelne Kellertaschen bieten dem verfolgten Verbrecher auch beim Eindringen der Polizei die Möglichkeit, noch im letzten Augenblick durch eine Hintertür oder durch Kellergänge zu verschwinden und sich der Festnahme durch die Polizei zu entziehen.

Die Ermittlung der Verbrecher wird auch dadurch noch besonders erschwert, daß viele von ihnen, vor allem gerade die besonders gefährlichen Verbrecher, sich im Besitz falscher Ausweispapiere befinden. Bei polizeilichen Kontrollen der Kellertaschen und Schlafsäle wird der gesuchte Verbrecher oft genug mit solchen „Bleiben“ durchrutschen, bis ihn aber doch einmal sein Schicksal erreicht und ihn für immer oder längere Zeit im Zuchthaus verhängen läßt. Der Handel mit solchen falschen Ausweisen blüht ja überall. Für Geld kann man heute falsche Papiere jeder Art bekommen, die oft auf echten Formularen so geschickt gefälscht sind, daß niemand imstande ist, sie als Fälschung zu erkennen.

Der Verbrecher kann sich in den vorgeschilderten Verbrecherquartieren, wenn ihm das Glück hold ist, eine ganze Zeit hindurch den Verfolgungen der Polizei entziehen. Oft gelingt es der Polizei, in kurzer Zeit seiner habhaft zu werden. Meistens ist dann seine Festnahme der geschickten Tätigkeit der Polizei zu verdanken, manchmal läßt aber auch ein Zufall den verfolgten Verbrecher in die Hände der Polizei geraten, die dann schnell zureicht und ihn seiner Aburteilung zuführt.

Fabel.

Von Lotte Tiedemann.

Unser Sohn ist etwas ganz Besonderes, er ist kein Durchschnittsengel, sagte der alte Efel zu seiner Frau, als sie nebeneinander schwer beladen zur Mühle gingen. „Nur, wie hoch er den Kopf trägt, er sieht keine der Efelinnen an, er will eine Menschenfrau und hat auch das Zeug dazu!“ Ja, er wollte eine Menschenfrau, der junge Efel, aber das hielt schwer. Er versuchte es zuerst bei der Müllers-tochter und hat sie um ihr Herz, aber die lagte hell auf und schlug mit dem Knüttel auf ihn ein, daß er noch tagelang seinen Rücken schürte. — So geht es zuerst allen Idealisten! — tröstete ihn seine Mutter.

Da hörte der junge Efel von einer ältlichen Jungfrau, die ein so stacheliges Herz hätte, daß sich bisher jeder Freier daran verkehrt und keiner es behalten wollte. Sie sei so hoch und launisch, scharf und häßlich im Gesicht. Da aber dem jungen Efel nur daran lag, eine Menschenfrau zu bekommen, beschloß er kurzerhand, ihr einen Antrag zu machen. Sie lächelte geschmeichelt, als er ihr sein Anliegen vortrug, denn sie hatte schon alle Hoffnung aufgegeben, und ein Efel zum Mann war immer besser als gar keiner.

„Gib mir dein Herz!“ flehte er und faltete seine Hufe, so weit das eben möglich war. Sie schenkte ihm ihr stacheliges Ländgen von Herz, und als er es recht besaß, war es eine Distel, und er trug es mit großem Appetit auf. Sie lachte und setzte zuerst über die Behandlung ihres Herzens, gab sich aber dann zufrieden, als er sie wirklich heiratete. Die Efelstern waren ungeheuer stolz auf die Menschenfrau und der Efel auch, seit seines Lebens, obwohl sein Los eigentlich ein sehr bitteres war, denn hatte seine Frau früher ein stacheliges Herz gehabt, jetzt hatte sie gar keins mehr, und schlug und schindete den armen Efel tagaus, tagein. Aber er hatte doch eine Menschenfrau gefunden und für einen Efel ist das immerhin etwas ganz Besonderes.

Scherz und Spott

Der Grund. „Wenn ich Zwiebeln schneide, tränen mir immer die Augen.“ — „Du kannst das vermeiden, indem du sie unter Wasser schneidest.“ — „Ja, ich kann aber so lange nicht unter Wasser bleiben.“

Ausgenommen. . . . Jeder Mann ist für seinen Jungen ein Held, ausgenommen, wenn er ihm bei seiner Algebra-Schulaufgabe zu helfen versucht. (Bridgport Star.)



Mutter und krankes Kind.

Von Dr. W. Schweisheimer.

Die Mutter besitzt eine erstaunliche Gabe. Schon in frühestem Zeitpunkt eine bei ihrem Kind im Anzuge befindliche Krankheit zu erkennen. Jene Mutter nämlich, die sich in der Tat mütterlich mit dem Kind beschäftigt und die kleinsten Eigenheiten seiner Lebensweise erfasst hat. Besucher laien: „Das Kind sieht heute vorzüglich aus“, selbst der besorgte Arzt kann vielleicht noch nichts Krankhaftes an ihm wahrnehmen, — aber die Mutter sagt schon: „das Kind gefällt mir heute nicht, es ist krank.“ Und in den seltensten Fällen wird dieses seine Gefühl trügen.

Woraus die Mutter diesen Schluss zieht, das vermag sie selbst oft gar nicht recht anzugeben. Die allgemeinen Krankheitsanzeichen, wenn sie einigermaßen ausgeprägt sind, fallen jedem auf: Mattigkeit, müdes Aussehen, Unlust am Spielen, Klagen über Kopfschmerzen, Appetitlosigkeit usw. Aber der Mutter fallen schon viel unheimlichere Anzeichen auf, die niemand merken kann, der nicht täglich von früh bis abends mit dem Kind zusammen ist. Das Kind bevorzugt beispielsweise Spiele, bei denen es sich öfters hinlegen kann, während es das sonst nicht tut; es spielt etwa viel „Schlafengehen“ oder ähnliche ihm unbewußt Ruhe verschaffende Spiele. Ein solcher Zug fällt natürlich nur der Mutter auf, die die sonstigen rastlose Lebhaftigkeit ihres Kindes kennt.

Manche Zeichen gestatten der erfahrenen Mutter schon die objektive Feststellung, um welche Krankheit es sich handelt. Im allgemeinen ist es ja viel wichtiger zu erkennen, daß eine Krankheit vorhanden ist, als welche Krankheit vorliegt. Das Bestreben nach selbstständiger Diagnosestellung führt zu bösen Irrtümern; das ist Sache des Arztes, nicht der Mutter. Aber wenn die Mutter sich angewöhnt, ihren krank scheinenden Kindern in den Hals zu sehen, so wird sie oft auf den ersten Blick eine Rötung und Schwellung, einen weißen Belag feststellen können, der sie verhindert, die Kinder in die Schule oder ins Freie zu schicken. Ein Griff an die Stirn, an den Hals des Kindes zeigt der Mutter, ob Fieber vorhanden ist oder nicht. Freilich beruhigt sich die gewissenhafte Mutter mit dieser Wahrscheinlichkeitsdiagnose nicht, sondern sie mißt mit dem Fieberthermometer, — dem wichtigsten Bestandteil der Hausapotheke — die Körperwärme des Kindes. Allein auf diese Weise wird sie Zweifel lösen, Sicherheit gewinnen und gleichzeitig dem erst später eintreffenden Arzt eine wertvolle Mitteilung machen können.

Selten wird der beobachtenden Mutter die Fehldiagnose „Schulieber“ unterlaufen. Gewiß ist es wichtig, dem Streben mancher Kinder, durch Übertreibung kleiner Leiden oder Vorspiegelung gar nicht vorhandener den Schulbesuch zu vermeiden, mit ruhiger Energie entgegenzutreten. Aber oftmals wird den Kindern, die bereits den Keim einer Erkrankung in sich tragen und sich daher nicht behaglich fühlen, Unrecht getan, wenn man ihren Angaben Mißtrauen entgegenbringt. Sehr häufig ist hier das Urteil der Mutter, das die Krankheit des Kindes behauptet, richtiger als das — des Vaters.

Die Mutter, die sich klar gemacht hat, um was es sich bei der Krankheit des Kindes handelt, die auf die erklärenden Worte des Arztes hört, wird sich von vornherein vor allzu großer Angstlichkeit vor schädlicher Fassungslage bewahren. Auch in schwer und gefährlich aussehenden Krankheitsfällen ist Hoffnung auf Genesung bei Erkrankungen des Kindes nie aufzugeben. Solange das Kind überhaupt noch lebt, kann es noch gesund werden. Denn dem Körper des Kindes stehen ganz andere unverbrauchte Reserverkräfte zur Verfügung als dem Erwachsenen. Das, was an kindlicher Erkrankung so erschreckt, die harte Reaktion auf die Krankheit, gerade das ist das Heilbringende. Hohes, sehr hohes Fieber, das bei Erwachsenen vielleicht eine besonders schwere Erkrankung anzeigt, kann bei manchen Kindern schon bei verhältnismäßig durchaus harmlosen und rasch vorübergehenden Infektionen auftreten. Der rasch und stark reagierende Körper beantwortet das Eindringen und die Einwirkung der Krankheits-erreger mit Erzeugung hohen Fiebers, — und das ist eine der besten natürlichen Heilbestrebungen, die dem Körper zur Verfügung stehen.

Die vernünftige Mutter, die ihrem Kinde wirklich helfen will, wird den Anordnungen des Arztes gewissenhaft nachkommen, ohne sich von den aufgeregten, aber schlechtartigen Ratschlägen jeder Nachbarin beirren zu lassen. Sie wird auch die notwendigen Arzneimittel dem Kinde durch ruhiges, aber beharrliches Zureden beibringen, und nicht aus einem ganz falsch angebrachten Mitleid auf Durchführbarkeit dieser dem Kind vielleicht unangenehmen Notwendigkeit verzichten. Die nervöse, überängstliche Mutter ist eine schlechte Hilfe für den Arzt; die ruhige, überlegte und ihre Angst bewingende Mutter bedeutet wichtigste Unterstützung, bringt Beschleunigung der Heilung.

Die Mutter verschafft dem Kinde einen nicht immer genügend gewürdigten Heilsfaktor ersten Ranges: die seelische Hilfe, die aus dem innigen Wunsche, das Kind möge genesen,

auf dieses überströmt, bietet eine Heilunterstützung, wie sie nur der Pflege der ruhigen Mutter entquillt. Hier liegt der Kern der tiefen und wahrhaften Erzählung von der Mutter, die ihr Kind durch unermüdliches Bitten und Kämpfen dem Tod abgerungen hat. In dem umhüllenden Gewande des Mädchens offenbart sich das undeutbare Etwas, das die Hilfe der Mutter zu den körperlichen Wirkungen der krankheitsbekämpfenden Mittel hinzubringt.

Seelische Verbundenheiten lassen sich nicht exakt nachweisen wie etwa Laboratoriumsversuche. Wie die Heilkraft der Sonne nicht in den Graden ihrer Wärmewirkung allein sich ausdrücken läßt, nicht in der Wirkung der ultravioletten Strahlen oder anderer aufzufindender Einzelheiten sich erschöpft, so leuchtet helfend über allen Heilbemühungen der Mutter Eines, ungreifbar, unbewußt, aber in der Wirkung auf das Kind sich offenbarend: Mutterliebe.

Zehn Gebote für häusliche Krankenpflege.

Es wird wohl kaum eine Frau geben, die nicht wenigstens einmal im Leben in die Lage kommen würde, Krankenpflege leisten zu müssen. Ist sie nicht in der günstigen Lage wenigstens einen kurzen Krankenpflegeturmus durchgemacht zu haben, so werden diese Tage am Krankenbett eine schwere Prüfung für sie sein und sie wird besonders in der ersten Zeit teures Lehrgeld zahlen müssen, ehe sie ihre neuen und wahrlich nicht leichten Pflichten sachgemäß zu erfüllen in der Lage ist. Es gibt da hundert Dinge, die von außen gesehen, vielleicht unbedeutend und gleichgültig scheinen, die aber viel dazu beitragen können, um dem Kranken seine Leiden zu erleichtern und die Genesung zu beschleunigen.

Der Arzt Vortisch faßt die Erfahrungen seiner Praxis in folgenden Geboten für die Krankenpflege zusammen („Häusliche Krankenpflege“, Verlag des Rauhen Hauses, Hamburg): 1. Man trübe nie das Vertrauensverhältnis zwischen dem Kranken und dem Arzt durch Kritikieren der ärztlichen Vorschriften, sondern handle genau danach, ohne durch eigene Mittelchen nachhelfen zu wollen. 2. Man flüstere nicht neben dem Kranken, es regt ihn auf und macht ihn mißtraulich. 3. Reinlichkeit an sich am Kranken und an allen Gegenständen im Krankenzimmer ist nicht nur eine Wohlthat, sondern auch eines der wichtigsten Hilfsmittel zur Genesung wie zur Verhütung einer Weiterverbreitung ansteckender Krankheiten. Die pflegende Person trage eine weiße, womöglich das ganze Kleid bedeckende Schürze und wechse sie oft. 4. Bei ansteckenden Krankheiten muß der Pflegende sich und den Kranken isoliert halten. 5. Bei Schwerkranken muß der Pflegende versuchen, die Wünsche des Kranken zu erraten und soll, ohne seine Bitten abzuwarten, ihm in gewissen Zeitabständen Nahrung reichen, die Rissen aufschütteln usw. 6. Zu Nachtwachen sind nur zuverlässige Menschen zu brauchen. Der Wache sollen während der Nacht leichte Speisen, vor allem Tee und Kaffee, aber kein Alkohol zur Verfügung stehen. 7. Die Unterhaltung, die man mit den Kranken führt, sei nie aufregend, nie ermüdend oder zu lang. 8. Besuche sind in der Regel nur mit Einwilligung des Arztes vorzulassen. 9. Mit Vorlesen sei man zurückhaltend solange Fieber, große Müdigkeit und Aufregung besteht. 10. Was nun endlich die Person des Pflegers anbetrifft, so muß er sich mindestens eine Stunde am Tage im Freien ergehen können; auch sonst soll er aber bei arger Ermüdung nach Möglichkeit abgelöst werden, da überanstrengte Personen der Anwesenheit leichter ausgesetzt sind als solche, die sich wohl und kräftig fühlen.

Seltene Frauenberufe.

Die neueste Berufsstatistik für England und Wales, die veröffentlicht wird, zeigt wieder viel Interessantes über die Berufe, in denen sich die moderne Frau betätigt. Die Zahl der berufstätigen Frauen ist natürlich sehr viel geringer als die der Männer. Während von den fast 14 Millionen Männern über 12 Jahre 1 780 000 als „unbeschäftigt“ angegeben werden, sind von den 15 700 000 Frauen nicht weniger als 10 634 000 als unbeschäftigt eingetragen. Die meisten Frauen sind als Hausangestellte tätig, und zwar 1 676 000 Frauen gegenüber 340 000 Männern. Davon sind 1 149 000 in Privathaushalten, aber nur 61 000 Männern. Nicht weniger als 1743 sind in Berufen tätig, die mit dem Bauwesen zu tun haben, 260 Frauen sind Direktoren, 76 Frauen Glaser, 127 Rohrleger, 84 Steinlocher und 69 Schieferbeder. Im Sportbetrieb und in Vergnügungsorten sind 28 000 Frauen tätig und 67 000 Männer. Die Zahl der weiblichen Bureauangestellten beträgt 430 000 gegenüber 568 000 männlichen Bureauangestellten. Von den 982 Straken-Arztinnen sind 105 Frauen. Unter den Lokomotivführern werden neben 156 000 Männern — 2 Frauen aufgeführt.